

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FJB

Emil Ostrovski emigrierte mit seiner Familie aus Russland in die USA als er zwei Jahre alt war. Er mag Macarons, hat Philosophie studiert und verbringt mehr als ein bisschen Zeit auf langen Spaziergängen, beim Lesen von Kant und bei seinem Creative-Writing-Studium. Dies ist sein erster Roman.

*Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de*

Emil Ostrovski

Wo ein bisschen Zeit ist ...

Aus dem Amerikanischen
von Thomas Gunkel





Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, November 2016

© 2014 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-19644-9

Die Suche beginnt mit einem Anruf

Mein Handy klingelt, aber ich stehe nicht auf.

In meinem Traum teilt der Lehrer Frösche, lebendige Frösche, aus und doziert: »Frösche machen kleinere Luftbläschen als Menschen, und die wiederum kleinere Luftbläschen als Lamas. Das finden wir natürlich heraus, indem wir die fragliche Spezies ertränken. Bitte ertränken Sie Ihren Frosch, und denken Sie daran, den Durchmesser seiner Luftbläschen zu messen und auf die nächste signifikante Stelle zu runden. Morgen messen wir dann die Bläschen unseres Laborpartners, und übermorgen wenden sich die übrig gebliebenen Schüler den Lamas zu.« Manche Menschen träumen von der Suche eines epischen Helden oder der Rettung des Universums vor einem großen Übel, doch in meinen Träumen geht es um die Unterscheidung der Luftbläschen verschiedener Spezies.

Gegen neun wälze ich mich in Sitzposition, reibe mir den Schlaf aus den Augen, betrachte den klebrigen Schmutz einen Augenblick und schnippe ihn dann durchs Zimmer, um mich nicht mehr darum kümmern zu müssen. Das Schnarchen meines Zimmergenossen dringt vom oberen Bett herab.

Das Handy liegt auf meinem Schreibtisch. Das blinkende rote Licht eines verpassten Anrufs blitzt durchs Zimmer. *Verdammt*. Ich habe Bobs Anruf nicht gehört. Ich versuche zurückzurufen, aber sie geht nicht ran. Ständig verliert sie ihr Handy, verlegt es irgendwo; ein paarmal hat sie es so fest auf den Boden geworfen, dass es kaputt war, weil sie die *idiotskaja elektronika* nicht zum Laufen brachte.

Ich nenne meine Grandma »Bob«, weil ich zu faul bin, mich mit den Alternativen aufzuhalten, nämlich »Babuschka«, »Baba« oder »Starijpur«, der russischen Version von »alte Schachtel«. Bob hat Alzheimer, und heute ist mein Geburtstag, deshalb bedeutet ihr Anruf, dass es einer jener Tage oder vielleicht auch bloß jener kurzen Augenblicke ist, in denen sie sich an mich erinnert.

Teils um mich von den Schuldgefühlen abzulenken, doch hauptsächlich aus Gewohnheit, schalte ich mei-

nen Computer an und warte, bis WINDOWS geladen ist. »Gott« würde ich nie in Versalien schreiben, aber »WINDOWS« immer. Ich verbringe sehr viel Zeit vor dem Bildschirm, angeschlossen an die Matrix, und schaue durch ein Fenster in mein virtuelles Leben. Doch ich warte noch immer darauf, dass irgendwann ein Schwarzer, dessen Name wie eine Droge klingt, auftaucht und mir Kung-Fu-Unterricht gibt.

Ich logge mich bei Facebook ein und bin so deprimiert, dass ich am liebsten lachen würde. Bisher haben mir fünfzehn Facebook-Freunde alles Gute zum Geburtstag gewünscht. Geburtstage waren mir wirklich immer ziemlich egal – ich meine, es ist doch bloß ein normaler Tag –, doch zu sehen, dass all diese Leute, die ich größtenteils gar nicht kenne oder in ein paar Jahren nicht mehr in Erinnerung haben werde, mir zum Geburtstag gratulieren, gibt mir das Gefühl, dass ich daran etwas ändern sollte. Dass es ein besonderer Tag sein sollte, der mir etwas bedeutet.

Ich glaube, ich kann Facebook nicht ausstehen.

Ich lehne mich auf meinem Stuhl zurück und starre aus dem Fenster. Wenn ich dreißig bin, werden mir dann immer noch so viele Leute, die ich nicht kenne, zum Geburtstag gratulieren? Wird ihre Anzahl im Lauf der

Zeit geringer werden? Werden Jahr um Jahr manche Leute, die mich vergessen haben, wieder an mich denken, und andere Leute, die sonst immer an mich gedacht haben, mich vergessen? Was für einen Sinn hat das Ganze für jeden von uns, wenn es so abläuft – wenn ich mich am Ende mit neunzig Jahren, kahlköpfig, dick und, genau wie nach der Geburt, in eine Windel gesteckt, weil ich nicht weiß, wie ich auf die Toilette kommen soll, in Facebook einlogge und dort *was* zu sehen bekomme? Fünfzehn Fremde, die mir zum Geburtstag gratulieren? Und jeder von den fünfzehn mit fünfzehn eigenen Leuten, immer so weiter, ein erbärmliches Netz von Facebook-Geburtstagsglückwünschen, das die gesamte Welt, die gesamte Menschheit miteinander verbindet, bis wir uns eines Tages atomar vernichten, bis alles schwarz wird und es keine Geburtstagsglückwünsche mehr gibt.

Manchmal bin ich einfach deprimiert, aber ich bin keiner dieser Verrückten, die eine Gefahr für sich oder andere darstellen, nichts dergleichen. Hab noch nie an Selbstmord gedacht, auch wenn ich in ein paar Sekunden darüber nachdenken werde, aus einem Fenster rauszuspringen. Es ist warm – weit über zwanzig Grad, mein T-Shirt klebt mir am Körper, für einen Märzmor-

gen in unserem großen elchverseuchten Staat Maine ein unerträgliches Gefühl. Ich rolle auf meinem Stuhl zum Fenster, um es zu öffnen, schiebe es ganz nach oben. Ich muss aufstehen, um ans Fliegengitter zu gelangen und es runterzuziehen. Doch stattdessen strecke ich die Hand ins Freie.

Was, wenn ich springe? Was, wenn ich *jetzt* springe? Ich will nicht sterben, aber ein paar Schmerzen wären nicht schlecht. Wie vor zwei Jahren, als ich den Blinddarm rausbekam. Alle aus meiner Klasse schickten mir Genesungswünsche, und Tommy schwänzte die Schule, um einen Tag lang im Krankenhaus Videospiele mit mir zu spielen. Ja, das ist egoistisch, doch sich nur an einen Freund zu erinnern, weil er fast ins Gras gebissen hätte, ist auch nicht besser.

Ich drehe mich vom Fenster weg. Die Aufmerksamkeit würde höchstens ein paar Wochen anhalten. Dann würden alle wieder zu ihrem eigenen Leben zurückkehren, und alles wäre wie vorher. Aber anders als bei meiner Blinddarmoperation könnte ich lebenslang ein Krüppel bleiben.

Ich gehe zu meinem Schreibtisch, ziehe eine Schublade auf und krame zwischen Videospelschachteln, CDs, Bleistiften, Kugelschreibern und einem abgenutz-

ten rosa Radiergummi herum, den ich nie benutze, aber dennoch regelmäßig in die Schule mitnehme. Ich schnappe mir das Pillenfläschchen, setze mich wieder auf meinen Stuhl und starre es an. Schmerztabletten. Die wurden mir vor ein paar Monaten verschrieben, nachdem ich mir einen Kampf mit einem Zaun geliefert hatte, weil dieser sich willkürlich die Autorität anmaßte, den Raum zu begrenzen. Der Zaun gewann das Gefecht, aber trotz des gebrochenen Knöchels glaube ich, ich werde den Krieg irgendwann gewinnen. Ich stelle das Fläschchen auf den Schreibtisch und werfe einen Blick unters Bett. Dort steht immer mein Wasser, doch es ist nichts mehr da, und ich stecke die Pillen in die Tasche.

»Hallo«, meldet sich die noch ziemlich verschlafene Stimme meines Zimmergenossen Alan.

Ich wirble herum. »Hallo«, sage ich laut.

Den Kopf zehn Zentimeter über dem Kissen, sieht er mich stirnrunzelnd an und sagt: »Ich hab das Gefühl, dass ich dir irgendwas sagen wollte. Aber ich hab's vergessen. Fällt mir bestimmt wieder ein.«

»Okay.«

»Jack«, sagt er plötzlich besorgt. »Heute *ist* doch Samstag, oder?«

»Ja«, sage ich. »Keine Sorge.«

»Puh«, sagt er. Sein Kopf sinkt wieder aufs Kissen. Fast jeden Samstagmorgen fragt mich Alan verwirrt, ob wirklich Wochenende sei – als könnte er es selbst nicht ganz glauben. Alan ist ein netter Kerl, der netteste Zimmergenosse, den man sich vorstellen kann, doch abgesehen davon, dass wir zusammen schlafen, unternehmen wir nicht viel gemeinsam. Es ist halt diese Art von Beziehung.

Ich habe die Hand am Türgriff, als plötzlich ... *Stimmen im Flur*. Nachdem sie verklungen sind, stoße ich die Tür auf und gehe ins Bad. Ein Junge steht unter der Dusche und singt mit einer Stimme, die man nur mit fester Leine und Würgehalsband ausführen dürfte, wir seien füreinander bestimmt.

Ich stelle das Pillenfläschchen auf das Bord unter dem Spiegel. Auf der Stirn meines Spiegelbilds sprießt ein Pickel. Schon die kleinste Berührung tut weh. Dennoch drückt mein Spiegelbild ihn aus und beißt sich dabei auf die Lippe. Der Pickel platzt auf, gelblich-weißer Eiter spritzt meinem Alter Ego ins Auge und rinnt ihm langsam übers Gesicht wie eine Träne.

Wie viele Tabletten bringen mich um, und wie viele reichen dazu nicht ganz? Das ist die Frage. Wahrschein-

lich ist es ein schmaler Grat. Ich öffne das Fläschchen, schaue hinein, runzle die Stirn. Ziehe den Wattebausch raus.

Ich drehe den Hahn am Waschbecken auf und halte die Hände unter das warme Wasser. Schließe die Augen. Atme. Atme. Gerade als ich die erste Pille schlucken will, klingelt mein Handy. Einmal, zweimal, dreimal. Der Typ unter der Dusche hört auf zu singen. Ich ziehe das Handy aus der Tasche.

Als ich die Nummer sehe, stockt mir der Atem.

Der Weise, der Held und die Straße zu McDonald's

Selbst an den Tagen, an denen du nicht gerade erst einen Anruf deiner Exfreundin erhalten hast, bei dem sie sagt, dass sie jeden Moment in einem miesen Krankenhaus, das nach dem Schutzpatron des Alkohols benannt ist, dein Kind zur Welt bringt, und ach, übrigens, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, ist es eine wahrhafte Odyssee, zum stets überfüllten Schülerparkplatz der John Bapst zu gelangen. Er ist so weit weg, dass in unserem Schülerhandbuch steht, er liege »außerhalb des Campus«.

An einer Ampel treffe ich auf meinen Geschichtslehrer Mr. Jackson, der auf der Stelle läuft, während er auf Grün wartet. Mit rotem Kopf und total verschwitzt nickt er mir zu und stößt keuchend hervor: »Guten Morgen, Mr. Polovsky.« Ich sage: »Morgen, Mr. Jackson.« Ich könnte ihn aufhalten, vielleicht ein paar Minuten mit

ihm reden. Um meinem Gehirn Zeit zu geben damit es ..., keine Ahnung, das Ganze irgendwie verarbeiten kann. Aber ich tu's nicht. Ich mag Mr. Jackson nicht besonders. Könnte ich doch bloß noch mal »Die Welt im Altertum« bei Mr. Fox nehmen statt Johnsons langweilige »Amerikanische und regionale Geschichte«, bei der ich am liebsten zum Schierlingsbecher greifen würde.

Ein typisches Beispiel: Im letzten Semester mussten wir uns bei Mr. Jackson ein regionales Ereignis von großer historischer Bedeutung aussuchen, um eine Arbeit darüber zu schreiben. Das war eine ziemlich paradoxe Aufgabenstellung, denn in Maine, geschweige denn in Bangor, hat sich nichts von »großer historischer Bedeutung« ereignet. Ich dachte lange nach und beschloss schließlich, über unseren ersten Gerichtsprozess im Jahre 1790 zu schreiben, in dem ein gewisser Mr. Buswell einen gewissen Mr. Wall verklagte, nachdem ihn Letzterer als »alten, verdammten, grauhaarigen Höllenhund« bezeichnet hatte. Mr. Jackson hatte »Hübsch, Mr. Polovsky« unter die Arbeit geschrieben und mir eine Zwei minus gegeben. Anscheinend bekommt man für etwas Hübsches Abzüge bei der Note. Schließlich ist die John Bapst Memorial eine seriöse akademische Einrichtung, die sich mit ganzem Herzen der geistigen Entwicklung

ihrer Schüler widmet. Unser Wahlspruch lautet »Recht-schaffenheit, Leistung, Respekt«, Herrgott nochmal! Das ist keine Schule, an der man seiner Arbeit einen scherzhaften Anstrich geben und trotzdem eine bessere Note als eine Zwei minus bekommen kann. Wie konnte ich von einer Schule, aus der Stephen Kings Ehefrau hervorging, bloß etwas anderes erwarten?

[...]